



---

**Aus Freude am Lesen**

Die Journalistin Emma hat nach einem Skandal ihre Heimatstadt Bremen verlassen. Gerade versucht sie bei einem Berliner Radiosender Fuß zu fassen, da wird der amerikanische Professor Tom Rosenberg ermordet. Emma gelingt es, als Erste von dem Vorfall in der Universität zu berichten. Sie findet heraus, dass der jüdische Wissenschaftler deutsche Wurzeln hatte und sich durch seine Publikationen in einigen Zirkeln nicht gerade beliebt gemacht hatte. Bei ihren Recherchen kommt Emma schließlich nicht nur dem ermittelnden Kommissar Edgar Blume in die Quere. Sie deckt eine unglaubliche Geschichte um Neid, Liebe und Verrat auf, die in die Bauhaus-Szene der Vorkriegsjahre reicht und in die selbst honorige Berliner Kreise verstrickt sind. Und sie merkt fast zu spät, dass der Täter es längst auf sie abgesehen hat...

© Arne Siemeit



MECHTHILD LANFERMANN ist 1969 in Niedersachsen geboren. Sie studierte Theater-, Film- und Fernsehwissenschaften und später Journalistik an verschiedenen deutschen Hochschulen und an der Sorbonne in Paris. Nach dem Studium arbeitete sie als Reporterin und Redakteurin beim WDR, bei *Radio Bremen*, beim RBB und bei *Deutschlandradio Kultur*. Als

Dozentin an der Hochschule für Musik, Theater und Medien in Hannover lehrt sie seit kurzem Hörfunk. »Wer im Trüben fischt« ist ihr erster Roman. Mechthild Lanfermann lebt mit ihrem Mann und zwei Kindern in Berlin.

Mechthild Lanfermann

Wer im Trüben  
fischt

Kriminalroman

btb



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das für dieses Buch verwendete  
FSC®-zertifizierte Papier *Lux Cream*  
liefert Stora Enso, Finnland.

2. Auflage

Originalausgabe Mai 2012

Copyright © btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH,  
München

Umschlaggestaltung: semper smile, München

Umschlagmotiv: Bertrand Benoit/cg textures,  
plainpicture/whatapicture, plainpicture/iStockphoto

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck

SL · Herstellung: BB

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-74376-6

[www.btb-verlag.de](http://www.btb-verlag.de)

Ihr rechter Fuß war eingeschlafen. Vorsichtig streckte sich das Mädchen und schüttelte ihn. Es kribbelte wie tausend Ameisen. Sie horchte nach draußen, hörte aber nur einen Traktor weit entfernt über die Felder tuckern. Ein leichter Güllegeruch hing im Raum. Die Bauern düngten die Felder.

Das Mädchen prüfte, ob der Fuß das Gewicht des Körpers halten konnte, und trat aus der Nische. Noch einmal blieb sie stehen und lauschte. Nur der Traktor. Sie musste auf die Toilette, traute sich aber nicht, quer über den Hof zu laufen, sie wollte weder vom Hausmeister noch von einem verspäteten Lehrer gesehen werden. Sie machte einen Schritt auf die schwere Brandschutztür der Turnhalle zu und zog mit aller Kraft. Knarzend öffnete sich die Tür. Das Mädchen erstarrte, horchte, aber alles blieb still. Sie schlüpfte in die Halle und stemmte sich gegen die Tür, die langsam zurück ins Schloss fiel.

In der kleinen Turnhalle mischte sich der Güllegeruch von den Feldern mit dem Geruch nach Schweiß, Gummi und Putzmitteln. Die Sohlen der Turnschuhe quietschten, als das Mädchen quer durch die Halle zur Materialecke ging. Sie zog ein Springseil aus der Halterung und kletterte auf den Matratzenwagen. Rund dreißig Matten waren hier gestapelt, die eine oder andere ragte aus dem Stapel heraus. Die Vorsprünge dienten dem Mädchen als Stufen. Oben angekommen, richtete sie sich vorsichtig auf und legte das Seil in Schlaufen zusammen. Als sie das Gefühl hatte, mit bei-

den Beinen sicher zu stehen, blickte sie nach oben. Die Decke war niedriger als im Hallenbereich. Rund zwei Meter über dem Kopf des Mädchens war ein Stangengerüst montiert. Darauf lagerten die Sportlehrer die Hockeyschläger. Das Mädchen wog das Seil locker in der Hand und warf es dann zum Gestänge hoch. Fünf Versuche waren nötig, bis sich eine Schlaufe um die Stangen legte. Sie fasste die beiden Enden des Seils und verknotete sie.

Prüfend legte sie sich mit dem ganzen Gewicht auf das Seil. Der Knoten hielt der Belastung stand. Das Mädchen nahm das eine Ende und knüpfte eine Schlinge. Sie hatte die Öffnung klein gewählt und musste ihren Kopf mit Mühe hindurchzwängen. Einen Augenblick stand sie still. Dann kniff sie die Augen zusammen und machte einen Schritt vom Matenwagen ins Leere.

*Berlin, Oktober. Ein halbes Jahr später*

Am Eröffnungsabend der neuen Universität betrat der Professor als einer der ersten den Festsaal.

Bei wichtigen Treffen zog er es vor, früh da zu sein. Damit ersparte er sich die Blicke, wenn er mit seinem schleppenden Gang den Raum durchquerte.

Weiter hinten entdeckte er ein paar Bekannte. Der Weg war lang für ihn. Als er es endlich geschafft hatte, hob er grüßend die Hand, um sie beim Fallenlassen unauffällig über die Stirn zu wischen. Die Runde begrüßte ihn respektvoll. Ein Kollege, den er von früher kannte, reichte ihm ein Glas Champagner.

Der Professor hatte viele Kontakte. Bei einem Mann mit seinem beruflichen Renommee blieb das nicht aus. Aber in einer Gruppe von Leuten, die vielleicht seinen Namen, nicht aber sein Handicap kannten, überfiel ihn die alte Scheu.

Bei einem Treffen unter vier Augen konnte er leichter über seine Behinderung sprechen. Kinderlähmung, sagte er sofort, wenn der Blick auf seine Beine fiel. Dann machte er einen Witz, um dem anderen aus der Verlegenheit zu helfen. Dabei achtete er darauf, nicht bitter zu klingen.

Der Kollege erzählte gerade von seinen Berufungsverhandlungen mit dem neuen Präsidenten der Universität. Der Professor nickte, lächelte und nippte in Abständen an seinem Glas Champagner. Was er wohl als Gehalt kriegt, dachte er und fragte sich, ob er selbst zu schnell unterschrieben hatte. Als er den Kopf vom Glas hob, begegnete er dem Blick einer

Frau aus der Runde. Sie war kaum jünger als er, hatte dunkles Haar und trug einen flaschengrünen Anzug. Sie lächelte ihm zu, und es schien ihm, als habe sie eben dasselbe gedacht wie er.

Im Laufe der nächsten Stunde füllte sich der Saal.

Die Mitarbeiter standen um hohe Tische gruppiert und aßen von den Häppchen, die Kellner auf Silbertablets durch den Raum trugen. Bekannte trafen sich wieder, neue Kollegen wurden vorgestellt.

An diesem Abend des Kennenlernens, noch bevor die Arbeit losging, gab es Momente, in denen sich der Professor als Teil des Ganzen fühlte. Und das machte ihn zu einem glücklichen Mann.

Jeder akademische Leiter, der eine führende Position übernehmen sollte, wurde kurz erwähnt und sagte selbst ein paar Worte zur Begrüßung.

Auch der Professor wurde aufgefordert sich vorzustellen. Es gelang ihm mit Souveränität. Dass er nervöser war als üblich, zeigte sich höchstens an seinen Fingern, die auf das Glas in seinen Händen trommelten.

Als Tom Rosenberg den Saal betrat, stand der Professor an der Bar und bestellte weitere Gläser Champagner. Ihm fiel auf, dass Rosenberg bleich und seltsam derangiert wirkte. Sogar sein flammend rotes Haar erschien blass.

Auch der Präsident hatte Rosenberg entdeckt.

»Mein lieber Tom«, rief er und ging auf Rosenberg zu, der ihm linkisch entgegenblinzelte, »da sind Sie ja endlich.«

Er legte dem Mann seine rechte Hand auf die Schulter, während er mit der linken nach seiner Referentin winkte, die mit dem schnurlosen Mikrofon auf die beiden zugelaufen kam. Tom Rosenberg hatte bislang in keiner Weise re-



agiert. Weder erwiderte er die Umarmung, noch wehrte er sich dagegen.

Der Professor reichte einem Kollegen ein Glas Champagner. Auf dem Glas blieb ein feuchter Abdruck seiner Finger. Schnell wischte er ihn weg und lachte über einen Scherz, den die brünette Frau machte. Ihm fiel auf, dass sie stark geschminkt war.

Der Präsident räusperte sich laut in das Mikrofon hinein.

»Meine sehr verehrten Damen und Herren. Liebe Kollegen. Ich möchte Ihnen jetzt den Mann vorstellen, den wir glücklicherweise für unsere einjährige Gastdozentur haben gewinnen können. Viele von Ihnen kennen ihn durch seine Publikationen: Tom Rosenberg.«

In den freundlichen Applaus hinein reichte der Präsident Rosenberg das Mikrofon. Er musste es dem seltsam passiven Gastdozenten fast in die Hand drücken.

Im Saal war es still. Die brünette Frau an der Seite des Professors reckte sich, um besser sehen zu können. Der Professor entlastete unmerklich sein rechtes Bein. Rosenberg rührte sich nicht.

Der Präsident lächelte verunsichert.

»Bitte, stellen Sie sich doch kurz Ihren neuen Kollegen vor, Professor Rosenberg.«

Alle schauten auf den hochgewachsenen schlanken Mann. Auch der Professor starrte zu ihm hinüber. Seine Finger krallten sich so fest um das Champagnerglas, dass es beinahe zerbrach.

Rosenberg blickte starr auf den Präsidenten. Er hustete lange. Dabei hielt er sich die Hand mit dem Mikrofon vor den Mund, so dass die keuchenden Töne durch den Raum hallten.

Der Präsident wechselte einen Blick mit seiner Referentin.

Dann schaute er wieder Rosenberg an. Er setzte ein breites Lächeln auf und deutete ihm mit einer Handbewegung an, er solle ins Mikrofon sprechen.

Rosenberg fing sich wieder. Er sagte etwas, das der Professor auf die Entfernung nicht verstehen konnte. Der Präsident schüttelte den Kopf. Rosenberg sah ihn wieder an, eine Ewigkeit lang. Im Saal wurde es unruhig. Die brünette Frau lachte nervös und tastete nach ihrem Haar. Rosenberg fuhr mit der linken Hand in seine Anzugtasche und holte einen Zettel heraus.

Der Professor hielt den Atem an. Rosenberg schob den Zettel dicht vor die Augen. Als er endlich die Hand mit dem Mikrofon zum Mund führte, klang seine Stimme heiser. Er las die Worte vom Zettel ab. Die Lippen des Professors bewegten sich synchron zu den Worten, die Rosenberg mit starkem amerikanischem Akzent sagte:

»Ich kann die Professur nicht annehmen.«

Ein Raunen ging durch den Saal. Dem Präsidenten blieb der Mund offen stehen. Komm schon, dachte der Professor. Er fuhr sich über die schweißnasse Stirn. Sag es.

Rosenberg hob leicht die Hand. Sofort war es wieder still. Er wendete sich noch einmal dem Blatt zu.

»Ich fühle mich dieser Stellung nicht würdig.«

Der Professor atmete aus. Rosenberg gab das Mikrofon an den Präsidenten zurück. Seine Lippen formten einige Worte, die der Professor auch auf die Entfernung ahnte – I'm sorry. Der Präsident schaute ihn mit offenem Mund an. Rosenberg blickte über den Kopf des Präsidenten suchend durch den Saal. Der Professor drehte sich ein wenig zur Seite und nahm einen Schluck aus seinem Glas. Sein rechtes Bein schmerzte stärker als gewöhnlich. Das Geraune im Saal schwoll an.

»Aber mein lieber Freund, wissen Sie denn überhaupt, was Sie da ...«

In dem Moment ging die Stimme des Präsidenten im Gemurmel unter. Seine Referentin hatte ihm das Mikrofon sanft aus der Hand genommen und es ausgestellt.

Der Professor gab vor, sich auf dem Stehtisch abstützen zu müssen. Jetzt stand die brünette Frau zwischen ihm und der kleinen Gruppe um Rosenberg. Über ihre Schulter warf der Professor einen Blick auf die Szene. Der Präsident redete auf Rosenberg ein. Der stand mit halbgeschlossenen Augen da und wankte leicht. Besorgt sprach ihn die Referentin an. Rosenberg sagte ein paar Worte zu ihr. Die Referentin nickte und führte ihn zur Glastür. Dort fasste Rosenberg sie kurz am Ärmel. Wieder sagte er etwas. Die Frau blieb stehen. Rosenberg verschwand durch die Tür.

Das Geraune im Saal steigerte sich zu einem Tumult.

Die Frau neben dem Professor beugte sich über den Stehtisch. Dabei geriet ihr Busen auf die Tischplatte und wurde leicht nach oben gedrückt.

»Na, das ist ja eine Überraschung. Was soll man denn davon halten?«

Der Professor betrachtete sie lächelnd.

»Ich denke, der Mann ist feige. Sich hinzusetzen und ein Buch auf Kosten anderer zu schreiben ist eben doch einfacher, als zweihundert Studenten gegenüberzustehen.«

Die Frau musterte das Gesicht des Professors. Sie trat einen Schritt zurück und nahm einen tiefen Zug aus ihrem Glas. Als sie es absetzte, war der Lippenstift an ihrem Mund verwischt. Sie tupfte über ihre Lippen und sagte spitz:

»Nun, ganz so einfach ist die Sache wohl nicht.«

Mit einer halben Drehung wandte sie sich vom Professor ab und fing ein Gespräch am Nebentisch an. Der Professor

hielt sein Lächeln bei und schwenkte sein Champagnerglas. Als er merkte, dass es bereits leer war, stellte er es behutsam ab und verließ mit schleppendem Gang den Saal.

Der Sender war in den obersten Stockwerken eines Einkaufszentrums untergebracht. Jetzt am Morgen herrschte hier noch wenig Betrieb. Durch die Lautsprecheranlage dröhnten Popsongs, unterbrochen von Sonderangeboten der Läden.

Drei Mädchen in identischen Miniröcken fuhren vor Emma die Rolltreppe nach oben. Wegen der Lautstärke der Beschallung unterhielten sie sich laut über das Fernsehprogramm am Vorabend. Emma wechselte ihre Tasche von der rechten zur linken Schulter. Sie hatte alles eingepackt, Aufnahmegerät, Mikrofon, Block, Kalender und Mobiltelefon. Fast hätte sie aus Routine noch das dicke Adressbuch dazugelegt. Darin standen die Kontaktdaten wichtiger Ansprechpartner, von der Polizei und der Feuerwehr, Handynummern von Bezirkspolitikern und Wirtschaftsfachleuten. Das Buch hatte sie über Jahre zusammengestellt und die Nummern aus lauter Sentimentalität nicht in ihr Handy übertragen. Doch hier in Berlin nutzten ihr die alten Kontakte nichts.

Oben zeigte sie dem Pförtner ihren Presseausweis und wurde von ihm nach links geschickt. In den Räumen der Redaktion stand sie etwas verloren an der Tür, bis ein circa 30-jähriger Mann die Zeit fand, sie zu begrüßen. Er sagte, er heiße Sebastian und sei der Redaktionsassistent. Er war es auch, der sie in der Morgensitzung als neue freie Mitarbeiterin vorstellte.

Sie murmelte einige Worte zur Begrüßung und setzte sich auf einen freien Platz in einer Ecke. Im Laufe des Tages wurde sie durch die Räume geführt und hörte sich verschiedene Beiträge auf dem Computer an, um das Tempo und die Wortwahl auf der Welle zu erfassen. Gegen halb zwölf holte sie sich vom Frühstücksbuffet aus der Kantine ein Brötchen mit Käse, dessen Rand sich schon nach oben wellte. Als Kollegen sie eine Stunde später einluden, zum Essen mitzukommen, sagte sie, sie hätte keinen Hunger. Am Nachmittag bekam sie einen kleinen Job, ein Zusammenschnitt für den nächsten Morgen. Sie war erleichtert, denn Geld gab es nur, wenn etwas über den Sender lief. Darauf muss ich jetzt achten, dachte sie.

Gegen Abend verlangsamte sich das Arbeitstempo. Viele Kollegen hatten ihre Beiträge für den Tag abgeliefert. Sie blieben an den Schreibtischen stehen, fingen an zu plaudern oder verabredeten sich auf ein Feierabendbier.

Immer öfter spürte Emma neugierige Blicke. Ein älterer Kollege fragte sie gleich zweimal, ob er ihr alles zeigen solle. Emma lehnte jedes Mal ab und sprach von der Arbeit für das Frühprogramm, die sie noch erledigen musste. Der Mann schlenderte von Tisch zu Tisch und behielt sie im Auge. Auf dem Rückweg blieb er wieder neben ihr stehen. Was sie denn hierhergeführt hätte, wollte er wissen. Er lächelte, und seine Augen glänzten vor Neugier. Emma spürte, wie die Gespräche um sie herum leiser wurden. Wenn sie noch der Mensch von früher gewesen wäre, dann hätte sie jetzt gelacht.

Sie stand auf und fragte leise nach dem Weg zur Toilette.

Vielleicht eine Stunde. Der Mann war Diabetiker. Zuckerschock und dann Ende Gelände.«

Ächzend erhob sich der Rechtsmediziner.

Kommissar Edgar Blume atmete hörbar durch die Nase ein.

»Was ist das hier für ein Geruch?«

»Aceton.«

Der Rechtsmediziner zog mit einem schnappenden Geräusch den Gummihandschuh von den Fingern.

»Aceton strömt der Körper aus, wenn er überzuckert ist, wenn ein Diabetiker also kein Insulin zu sich nimmt, um seinen Zuckerpegel zu stabilisieren.«

»Und was ist das?«

Blume zeigte auf die Tasche mit den Patronen, die die Leute von der Spurensicherung gerade in Plastikbeutel verpackten.

»Insulin. Drei volle Ampullen.«

»Warum hat er es nicht genommen?«

»Gute Frage.«

Der Rechtsmediziner strich seine Hose glatt. Unter dem Kittel trug er einen eleganten Abendanzug. Er warf einen Blick auf seine Armbanduhr und seufzte.

»Es gibt verschiedene Möglichkeiten. Entweder ist das Insulin erst später hier abgestellt worden ...«

Blume sah den Rechtsmediziner stirnrunzelnd an. Unwahrscheinlich, dachte er.

»Oder?«

»Oder das Insulin hat nicht gewirkt.«

»Was glauben Sie?«

»Letzteres. Schauen Sie mal.«

Der Mediziner winkte dem Beamten, der die Insulinpatronen einpackte. Er nahm die Plastiktüte und hielt sie Blume unter die Augen.

»Sehen Sie die Schlieren? Das Eiweiß ist kurz vor dem Ausflocken. Die Mischung ist vermutlich erhitzt worden.«

Er reichte die Tüte wieder an den Polizisten.

»Ich denke, er hat sich hier Insulin gespritzt und als es nicht die übliche Wirkung hatte, noch mal nach einer Patrone gegriffen. Zu dem Zeitpunkt war er vermutlich schon überzuckert und körperlich geschwächt. Vielleicht hat er dann festgestellt, dass die Tür verschlossen war.«

Die Polizisten überblickten den kleinen fensterlosen Raum. Das rote Kreuz vorne an der Tür zeigte an, dass hier ein Erste-Hilfe-Raum eingerichtet werden sollte. Der Mann war eingesperrt gewesen. Mit einer Schreibtischlampe hatte er tiefe Schrammen in die Tür und in die Heizungsrohre geschlagen. Seine Hand hing schlaff vom Bügel der Lampe herunter. Er war mit ausgestrecktem Arm zusammengebrochen. Fast sah es aus, als hätte er nur ein Schläfchen gehalten und reckte sich jetzt zur Lampe, um Licht zu machen. Seine Augen standen offen. So hatte ihn der Wachschatz gefunden.

Blumes Assistent Hans Erkenschwick betrat den Raum. Der Kommissar wandte sich ihm zu.

»Warum hat ihn niemand früher entdeckt?«

Erkenschwick fuhr sich mit einem Taschentuch über das Gesicht. Wie immer begleitete ihn ein leichter Schweißgeruch, der sich nun mit dem Aceton mischte. Der Gerichtsmediziner zog die Nase kraus, Blume blieb ohne Regung. Er



hatte sich daran gewöhnt. Umständlich steckte Erkenschwick das Tuch wieder in seine Hosentasche.

»Sie waren alle bei dem Empfang. Eine Angestellte hat kurz vor seinem Verschwinden mit ihm gesprochen. Sie sagt, er wollte einen Moment alleine sein. Sie können sie sprechen, sie wartet vorne auf Sie.«

»Gut.«

Blume schaute noch einmal auf die Leiche. Ein Assistent der Pathologie hob den Kopf an und strich vorsichtig eine rote Haarsträhne nach hinten. Dann legte er den Körper zurück in den offenen Plastiksack und zurrte den Reißverschluss zu.

Der Rechtsmediziner hob müde die Hand zum Gruß.

»Bis morgen früh.«

Blume nickte. Er verließ mit Erkenschwick den Raum.

»Zeigen Sie mir die Frau. Und erzählen Sie mir unterwegs, was wir über den Toten wissen.«

Erkenschwick ging Blume voraus den linken Gang hinunter. Dabei zog er ein kleines Notizbuch mit Plüschumschlag aus der Tasche. Blume verzog spöttisch das Gesicht, sagte aber nichts.

»Tom Rosenberg, 45 Jahre, Amerikaner. Bestsellerautor.« Der Assistent öffnete eine Glastür und führte Blume durch einen weiteren langen Gang.

»Er sollte hier an der neuen Uni eine Gastprofessur übernehmen. Hat die aber heute Abend überraschend abgesagt.«

Ihre Absätze hallten durch den leeren Flur. Blume musterte im Vorbeigehen die blütenweißen Wände. Es roch nach Farbe. Bald würden junge Leute die Flure bevölkern, Männer und Frauen, die später vielleicht in der Regierung oder in der Wirtschaft auch sein Leben mitbestimmten. Blume fragte sich plötzlich, wo er heute stünde, wenn er nicht in den Po-

lizeidienst getreten wäre, sondern an einer Elite-Universität wie dieser studiert hätte. Er öffnete zur Probe einige Bürotüren. Die meisten Räume waren leer, manchmal stand bereits ein Tisch oder ein Regal darin. Nirgendwo steckte ein Schlüssel.

»Wer hat die Schlüssel zu den Büros?«

Erkenschwick reckte sich.

»Das hab ich bereits geklärt. Es gibt eine zentrale Hausverwaltung. Dort fehlt aber kein Schlüssel. Außerdem haben diverse Leute einen Zentralschlüssel, der auch auf den Erste-Hilfe-Raum passt. Die Referentin wollte mir eine Liste der Besitzer zusammenstellen.«

Blume nickte. Schweigend gingen die beiden Männer die Treppe hinunter. Im Foyer standen noch immer viele Leute in Gruppen zusammen und unterhielten sich. Ein Mann lachte dröhnend. Die Musik spielte einen Bossa Nova. Als die beiden Polizeibeamten in Zivil durch den Raum gingen, schauten die Gäste ihnen neugierig hinterher. Blume registrierte die dunklen Anzüge und weichen Kleider, die Frisuren und eisgrauen Wellen. Hier sollte gelehrt werden, was in dieser Gesellschaft zählte, und vor allem, wie man das große Geld machte. Blume dachte an seinen Sohn. Ob Johann sich später an der Universität einschrieb? Und würde er dann über seinen Vater lächeln? Oder in Diskussionen wütend den Kopf schütteln?

»Hier ist sie.«

Erkenschwick war vor einer Frau stehen geblieben. Sie war klein und zierlich, trug ein dunkelgraues Flanellkostüm und das Haar korrekt frisiert. Sie hatte einen leichten Überbiss, der nur auffiel, weil sie mit ihren Fingern dauernd ihre Oberlippe über die vorstehenden Zähne strich.

Sie hatte geweint. Die Tränen hatten Spuren in das Make-

up geschwemmt. An ihrem Revers steckte ein Schild, Dr. Anne Friedrich, Referentin im Präsidualamt. Doktor, dachte Blume erstaunt, dabei war sie noch so jung. Er streckte ihr seine Hand entgegen.

»Mein Name ist Edgar Blume, ich bin von der Mordkommission.«

Die Frau schüttelte sie kräftig. Dann schaute sie erschrocken auf und zog ihre Hand zurück. Sie hat gelernt, dass man sie nach ihrem Händedruck beurteilt, dachte Blume. Und jetzt weiß sie nicht, ob ihre energische Art der Situation angemessen ist.

»Bitte erzählen Sie mir von heute Abend.«

»Er wollte einen Augenblick seine Ruhe haben. Das hat er gesagt. Deshalb hab ich doch extra noch gewartet!«

Die Stimme der jungen Frau war hoch und zittrig. Blume schaute sich um und führte sie zu einer kleinen Gruppe von Clubsesseln in der Nähe der Bar. Ein Paar, das dort saß und zu ihnen hinübergestarrt hatte, verließ ohne Aufforderung seinen Platz. Die Referentin ließ sich auf den freigewordenen Sessel fallen. Sie strich mit ihren Fingern über ihre Oberlippe.

Blume zog einen Stuhl heran und setzte sich direkt vor sie. Er schaute ihr ernst in die Augen.

»Hören Sie, niemand macht Ihnen einen Vorwurf. Sie sollten das selbst auch nicht tun. Erzählen Sie mir genau, was Rosenberg zu Ihnen gesagt hat.«

»Eine Pause bräuchte er, hat er gesagt.«

Die Stimme der Frau hatte sich ein wenig beruhigt.

»Und, keep that pack at bay.« Sie schaute hoch, sah Blume ins Gesicht, »die Meute sollte ich fernhalten.«

Danke für die Belehrung, dachte Blume, aber vielleicht will sie nur höflich sein. Laut sagte er:

»Wen hat er damit gemeint?«

Die Frau zeigte mit dem Kinn auf die Leute im Raum. Sofort drehten sich die Köpfe weg.

»Na, die alle. Er hat uns ganz schön geschockt mit seiner Absage.«

Die Band machte eine Pause. Blume hatte das Gefühl, alle Leute im Raum lauschten ihrem Gespräch. Aber er wusste, dass sie zu weit entfernt standen, um etwas hören zu können.

»Wie lange haben Sie dann gewartet? Sie sind ihn doch dann suchen gegangen, oder?«

Die Frau nickte.

»Der Präsident wollte unbedingt noch mal mit ihm reden. Ich bin also los, ich weiß nicht, zehn Minuten später vielleicht. Ich dachte, er wäre im Clubraum. Da lag aber nur seine Jacke.«

»Moment.«

Blume winkte Erkenschwick näher und beugte sich zu der Frau.

»Wo ist dieser Raum?«

»Gleich hier zwei Türen weiter. Rosenberg kannte den Raum, er hat sich da mal mit dem Präsidenten getroffen.«

Blume schaute seinen Assistenten an. Der verstand den Wink und entfernte sich mit eiligen Schritten. Blume wandte sich wieder der Frau zu.

»Sie haben ihn also nicht gefunden.«

»Ich hab gedacht, vielleicht ist er frische Luft schnappen oder auf der Toilette.«

Die Frau wischte sich über die Augen in dem Versuch, ihr Make-up zu retten.

»Ich bin dann zurück in den Saal, der Präsident wollte noch ein paar Worte sagen und brauchte seine Unterlagen. Und dann haben mich so viele Leute angesprochen. Aber ir-

gendwann hab ich mich doch gewundert, dass er nicht zurückkommt.«

»Wie viel Zeit lag dazwischen?«

»Eine Viertelstunde. Oder doch eher zwanzig Minuten. Jedenfalls bin ich dann noch mal suchen gegangen. Ich fand das Ganze plötzlich komisch. Ich wusste ja, dass er Diabetiker ist und dachte, er braucht vielleicht Hilfe. Ich hab dem Wachschatz Bescheid gesagt. Und die haben ihn dann ja auch gefunden.«

Die Frau schwieg. Blume betrachtete sie. Irgendetwas schien sie noch zu beschäftigen.

»Sind Sie jemandem begegnet? Ich meine, als Sie ihn suchen waren. Oder ist Ihnen irgendetwas aufgefallen?«

Anne Friedrich schüttelte langsam den Kopf. Blume rückte noch etwas näher an sie heran.

»Frau Friedrich, der Erste-Hilfe-Raum, in dem wir Tom Rosenberg fanden, war von außen abgeschlossen, der Schlüssel ist verschwunden. Rosenberg hat versucht herauszukommen. Er hat sicher laut um Hilfe geschrien, er hat mit einer Schreibtischlampe und einem Stuhl gegen die Tür geschlagen. So lange, bis er zu schwach dafür wurde. Vielleicht hat jemand sich an seinem Insulinvorrat zu schaffen gemacht. Dieser Jemand muss ihm also ziemlich nahe gekommen sein. Haben Sie einen Verdacht, wer das getan haben könnte?«

»Nein.«

Blume ließ sich in den Stuhl zurückfallen und seufzte.

»Warum sagen Sie mir nicht einfach, was Sie beschäftigt?«

Wieder strich sich die Frau über die Oberlippe. Als sie weiterredete, sah sie an dem Kommissar vorbei auf die Gäste.

»Es hat Zwischenfälle gegeben. Der Präsident will nicht, dass davon was an die Öffentlichkeit kommt.«

»Was für Zwischenfälle?«

»Schmierereien, anonyme Anrufe. Verrecke, du gehörst ins KZ und so was ...«

Blume war mit einem Mal hellwach.

»An einer Uni wie dieser?«

»Deshalb sollte es ja auch keiner mitbekommen.«

»Soll das heißen, dass Rosenberg ...«

»Er war Jude, ja. Das ist doch allgemein bekannt.«

Blume stand auf und ging rasch einmal um seinen Stuhl herum. Die Frau betrachtete ihn schweigend. Als er sich ihr wieder zuwandte, blieb er stehen, so dass er auf sie herunterschauen konnte.

»Glauben Sie, er hat deswegen die Stelle hier abgelehnt?«

Anne Friedrich zögerte. Sie wollte nichts falsch machen. Dann sah sie zu ihm auf.

»Nein. Das glaube ich nicht.«

»Warum sind Sie sich so sicher?«

»Er hat darüber gelacht. Er hat gesagt, in Berlin leben rund 10.000 Juden, da wäre schon noch Platz für einen mehr.«

Sie ließ den Kopf wieder sinken. Sie flüsterte.

»Er hat das überhaupt nicht ernst genommen.«

Blume stand noch immer vor ihr. Jetzt reichte er ihr seine Visitenkarte.

»Bitte melden Sie sich morgen früh in meiner Abteilung. Wir müssen das zu Protokoll nehmen. Und bringen Sie eine Liste von den Leuten mit, die einen Zentralschlüssel haben.«

Blume wandte sich ab.

Anne Friedrich sprang auf, die kleine Karte in der Hand.

»Was soll ich denn jetzt tun?«

Blume drehte sich um und schaute sie prüfend an.

»Vielleicht sollten Sie die Feier beenden. Hier ist gerade ein Mensch gestorben.«

Die Frau wurde rot, fragte tapfer weiter.

»Was soll ich dem Präsidenten sagen? Die Presse wird sich bald melden. Bestimmt ist schon durchgesickert, dass Rosenberg die Professur abgesagt hat.«

Blume wurde langsam ungeduldig.

»Ich muss mich jetzt um diesen Clubraum kümmern. Der Präsident soll um Himmels willen keinen Alleingang vor der Presse machen.«

Er beobachtete die Referentin und erkannte, dass sie mit der Situation überfordert war. Er seufzte.

»Sagen wir in einer Stunde. Wenn dann die Journalisten da sind, wovon ich ausgehe, dann rede ich kurz mit ihnen. Wir werden den Tod nicht verschweigen können. Aber alles andere hat Zeit bis morgen früh.«

Noch fünfzig Sekunden.

Der Nachrichtensprecher überprüfte die Monitore, die das aktuelle Wetter, die Börse und die Benzinpreise anzeigten. Die einzelnen Meldungen hatte er in den Sendeablauf eingefügt, so dass er sie gleich im Studio vom großen Bildschirm ablesen konnte. Nur ein Live-Take zum Übertragungswagen war noch offen.

Dreißig Sekunden.

Jetzt ging er die paar Schritte ins gegenüberliegende Sendestudio. Am Regiepult saß heute Chefredakteur Schneider. Er hob grüßend die Hand, als der Nachrichtensprecher an ihm vorbei die schwere Glastür zum Studio aufzog.

Zehn Sekunden.

Der Moderator goss den letzten Tropfen Kaffee aus der Thermoskanne. Müde nickte er dem Nachrichtensprecher zu. Nach drei Stunden guter Laune war er ausgelaugt. Mit den Nachrichten endete seine Schicht.

Neunzehn Uhr.

Aus dem Radio ertönte die Anfangsmelodie der Nachrichtensendung vom Tage. Manfred Schneider, ein Mann um die fünfzig mit schweren Augenlidern, überwachte am Pult die Abfolge der Headlines und kontrollierte das Rotlicht für die Aufnahme. Als Chefredakteur war er für die Planung zuständig und nur noch selten direkt in der Sendung. Aber die Nachmittagsredakteurin hatte heute einen privaten Termin, und Schneider hatte sich bereiterklärt, die letzte Stunde der



Sendung zu betreuen. Er merkte, dass es ihm Spaß machte, seinen Chefsessel zu verlassen und für kurze Zeit wieder ein Teil des Teams zu werden. Auch wenn es eine Illusion war, denn keiner der Beteiligten vergaß seine Position.

Der Nachrichtensprecher moderierte die Kollegin vom Ü-Wagen an. Sie stand heute auf dem Schlossplatz in Mitte, wo die Eröffnungsveranstaltung der neuen Universität abgehalten wurde. Der Bildungsminister hatte seiner Regierungszeit ein Denkmal setzen wollen und die drei Berliner Universitäten genötigt, ihre besten Forschungsleute zu einer Art Elite-Uni zusammenzuführen. Bei der Gründungserklärung hatte es Proteste gegeben. Die Berliner Studenten fürchteten eine Verschlechterung der Lehre, wenn die besten Professoren für diese Elite-Einrichtung abgezogen wurden. Beim Richtfest hatte es sogar eine Bombendrohung gegeben. Auch jetzt berichtete Bente, die Reporterin am Ü-Wagen, von Studentengruppen, die sich mit Trillerpfeifen und Protestbannern vor dem Gebäude versammelt hatten. Ein prominenter amerikanischer Dozent hatte hier heute Abend sogar schon seine Professur zurückgezogen. Ob das mit den Protesten zusammenhänge, sei noch nicht bekannt.

Die Übertragung war zu Ende, der Nachrichtenmann verlas das Wetter und fuhr den Schlussjingle ab. Schneider kappte die Verbindung zum Ü-Wagen und trug die Länge der Berichterstattung im Sendelaufplan ein. Mittlerweile hatte die Musikmoderatorin der Abendsendung leise den Raum durch die Techniktür betreten und sich am Mikrofon eingerichtet. Jetzt eröffnete sie die Sendung mit einer launigen Begrüßung und dem Versprechen auf zwei Stunden aktueller Popmusik aus Deutschland. Der Nachmittagsmoderator und der Mann für die Nachrichten verharrten lautlos, bis die Kolle-

gin mit ihrer Begrüßung fertig war und die erste Musik abfuhr. Dann erlosch das rote Licht, die Mikrofone im Studio waren stumm geschaltet. Die Männer verabschiedeten sich freundschaftlich von der Abendmoderatorin und verließen das Studio. Schneider sammelte seine Unterlagen ein und stopfte alles in seine Tasche.

Die rote Lampe des Telefons begann zu blinken, das Display zeigte den Ü-Wagen an. Schneider nahm ab, während er den Kollegen zum Abschied die andere Hand hob.

»Schneider?«

»Hier ist Bente noch mal. Dieser amerikanische Professor ist anscheinend verschwunden. Hier ist irgendwas im Busch.«

»Wie meinst du das?«

»Hier kommen gerade jede Menge Polizisten und sperren ganz dezent ab. Hast du was in den Agenturen?«

Schneider wechselte die Oberfläche des Monitors und überflog die Agenturmeldungen der letzten zehn Minuten.

»Nichts.«

»Und was sagt uns das?«

Schneider starrte durch die Glasscheibe auf die Moderatorin. Die verzog bei den ersten Tönen des gerade anlaufenden Popsongs das Gesicht und lachte lautlos. Schneider sah sie nicht. Er trommelte mit dem Stift auf das Telefon.

»Vielleicht kommt noch jemand Wichtiges?«

»Seit wann sind die denn scharf drauf, dass wir das nicht mitkriegen?«

Schneider drehte den Stift zwischen seinen Fingern. Bente war eine seiner erfahrenen Reporterinnen, keine, die unnötig Wirbel machte. Er schätzte ihren Spürsinn.

»Kannst du bleiben?«

»Das geht nicht«, ihre Stimme klang gepresst. »Mein Mann

ist nicht da, ich muss die Kinder holen. Und der Techniker will auch los.«

»Scheiße.«

Die Toningenieure waren fest angestellt, sie arbeiteten nach Dienstplan und keiner war bereit, länger zu arbeiten, wenn es unvorhergesehene Ereignisse gab. Schneider konnte das verstehen. Wer den kleinen Finger reichte, wurde ausgenutzt. Wie oft hatte er als Redakteur früher versucht, den Ü-Wagen etwas früher und etwas länger einzusetzen, um den Live-Charakter seiner Sendung zu stärken.

»O.k., macht Schluss, ich werd mir was überlegen.«

»Alles klar, Manni. Bis morgen.«

Schneider blieb noch einen Moment sitzen und dachte nach. Dann stand er mit einem Ruck auf, so dass die Moderatorin mitten im Satz erschrocken hochschaute. Der Redakteur winkte beruhigend und verließ eilig den Regieraum.

Das Großraumbüro der aktuellen Redaktion auf der anderen Seite des Flures war fast leer. Am Tag war der Raum gefüllt von den Stimmen der Journalisten, dem Telefonklingeln, dem Hacken auf die Tastaturen und dem begleitenden Radioprogramm. Mit den 19-Uhr-Nachrichten endete die Tagschicht im Sender, dann begann das abendliche Musikprogramm, das die Kollegen aus der Musikredaktion führen.

Schneider ging an den aufgeräumten Schreibtischen entlang. Die Monitore flimmerten im Standby-Modus. Es war still bis auf das Surren der Computer.

Emma saß ganz hinten am Schreibtisch des Wochenendredakteurs. Sie hatte einen Kopfhörer auf und starrte konzentriert auf den Bildschirm. Schneider blieb unwillkürlich

stehen und betrachtete sie. Wie dünn sie ist, dachte er. Sie verschwindet ja fast hinter dem Schreibtisch.

Als Emma ihn entdeckte, schaute sie erschreckt auf, entspannte sich aber, als sie ihn erkannte. Sie lächelte und zog sich den Kopfhörer herunter. Schneider trat neben sie. Vor ihr lag die neueste DVD eines deutschlandweit bekannten Komikers, der morgen seinen 50. Geburtstag feierte. Emma sollte kurze Einspieler aus seinem aktuellen Programm herauschneiden und für die Frühsendung vorbereiten. Sie zeigte auf die DVD-Hülle und zog eine Grimasse.

»Und der füllt Stadien.«

Schneider lachte und ließ sich in den Stuhl neben ihr fallen. Emma lächelte ihn fragend an.

Schneider sagte:

»Wie gut, dass du noch da bist.«

»Ich muss das noch fertig machen.«

»Lass es liegen. Ich hab einen Auftrag für dich.«

Emmas Lächeln verschwand. Wachsam schaute sie Schneider an, sagte aber nichts.

Schneider fuhr mit dem Stuhl näher an sie heran.

»Irgendetwas ist bei der Uni-Eröffnung schiefgelaufen. Ein Professor ist verschwunden. Die Polizei sperrt ab. Und Bente muss gehen.«

Emma schaute Schneider forschend in die Augen.

»Was soll ich tun?«

»Fahr hin und hör dich um. Sprich mit den Leuten. Frag die Polizei. Vielleicht gibt es doch noch einen offiziellen Ton vom Polizeisprecher.«

Emma biss sich auf die Lippen. Sie spielte mit dem Bleistift in der Hand. Schneider beobachtete sie.

»Du kannst hier nicht ewig die Praktikantin spielen. Eine Verschwendung von Ressourcen.«

Sie lächelte.

»Ich bin den ersten Tag hier. Ist das deine Vorstellung von ewig?«

Schneider grinste.

»Du bist nun mal die Einzige, die noch hier ist.«

Er zog ein speckiges schwarzes Lederportemonnaie aus der Hosentasche und kramte nach einem Geldstück.

»Wettest du noch immer? Ich würde sagen, bei Zahl gehst du ohne Honorar.«

»Du spinnst wohl.«

Emma schielte zum Geldstück.

»Bei Kopf geh ich mit Abendzuschlag.«

Gekonnt warf Schneider die Münze nach oben und fing sie wieder auf. Er knallte sie auf seinen linken Handrücken, hob die Rechte für den Bruchteil einer Sekunde hoch und steckte sie blitzschnell, und ohne dass Emma sie sehen konnte, wieder ein.

»Kopf. Du hast gewonnen. Also los.«

Er legte ihr die Unterlagen vom Ü-Wagen auf den Tisch.

»Der Mann heißt Tom Rosenberg, große Nummer, prominenter Autor. Er hat seine Professur zurückgezogen. Und jetzt scheint er nicht mehr erreichbar zu sein. Dafür ist da jede Menge Polizei.«

Bevor Emma etwas sagen konnte, war Schneider schon an der Tür.

»Ich bin noch 'ne Weile hier. Ruf mich auf dem Handy an.«

Er verschwand im Flur. Emma atmete tief durch. Sie hatte Angst vor diesem Moment gehabt, aber jetzt spürte sie, wie sich eine gespannte Freude in ihr ausbreitete. Mit zwei Fingern schnippte sie die DVD mit den faden Witzen des Komikers über die Schreibtischlandschaft auf den Platz des Frühredakteurs. Eilig suchte sie ihre Sachen zusammen.

Auf dem Bahnsteig am Alexanderplatz dröhnten die Maschinen. Männer mit Vorschlaghämmern schienen direkt über ihr die Decke aufzumeißeln. Ein Mann im Anzug schob ungerührt eine Staubplane beiseite. Eine ältere Frau klemmte ihre Zigarette zwischen die Lippen und hob mit beiden Händen ein schlafendes Kind im Buggy über einen rohen Balken, der quer in der Halle lag. Emma ging eilig die Rolltreppe hinunter. Auch der Bahnhofsvorplatz wurde saniert. Weiter hinten beim Kaufhaus klopften Arbeiter grau-gelbe Granitplatten in den Boden. Mit großen Schritten ging sie an ihnen vorbei in Richtung Museumsinsel.

Für einen Abend im Oktober war es ungewöhnlich warm. Die Leute liefen im T-Shirt umher, die Jacken um die Hüfte geknotet. Die Touristendampfer auf der Spree waren bis auf den letzten Platz besetzt. Ein paar Kinder spuckten über die steinerne Brüstung der Schlossbrücke und johlten, wenn sich ein Fahrgast erschrocken an den Haarschopf fasste.

Je näher Emma dem Schlossplatz kam, desto voller wurde es. Menschenmengen drängelten sich auf dem alten Boulevard Unter den Linden und zwangen die Autos immer wieder zum Halt. Emma ging an Demonstranten, vermutlich Studenten der nahen Humboldt-Universität, vorbei, die erschöpft neben ihren Transparenten auf dem Pflaster hockten. Eine Familie, Vater, Mutter, zwei Kinder, Touristen mit Rucksäcken und festen Schuhen bahnten sich einen Weg durch das Getümmel. Emma sah vor sich auf dem Boden ein rosa

glitzerndes Bonbonpapier. Schnell hob sie es auf, strich es glatt und steckte es in ihre Hosentasche.

Das neu erbaute Humboldt-Forum, ein Block aus Stahl und Glas, stand von der Straße zurückgesetzt. Als Emma auf die Eingangstreppe zuing, sah sie die Polizeiwagen links und rechts auf den Zufahrtswegen. Die Männer darin folgten ihr mit den Augen. Auch hinter der imposanten Glastür stand ein Polizeibeamter in Uniform, der sie fragte, was sie wollte. Emma zeigte ihren Presseausweis und wurde durchgelassen.

Das riesige Foyer öffnete sich nach oben hin über sämtliche fünf Etagen. An der Rückwand der Halle führten Glas-türen in die Tiefe des Gebäudes. Über breite Treppen an den Seiten erreichte man die höheren Etagen, die galerieartig in die Halle hineinragten. Oben auf den Gängen entdeckte Emma vereinzelt Polizisten. Im Foyer standen nur noch wenige Menschen in kleinen Gruppen zusammen. Sie redeten leise miteinander.

Emma steuerte auf eine Frau in einem dunkelgrauen Kostüm zu, die sich gedankenverloren mit den Fingern über die Oberlippe strich. Ihr Namensschild wies sie als Referentin aus. Emma zeigte ihren Ausweis und fragte auf gut Glück nach Tom Rosenberg.

»Sicher will er doch noch eine Erklärung zu seinem Rücktritt abgeben, oder?«



Mechthild Lanfermann

**Wer im Trüben fischt**

Kriminalroman

ORIGINALAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 320 Seiten, 11,8 x 18,7 cm  
ISBN: 978-3-442-74376-6

btb

Erscheinungstermin: April 2012

Tote Vögel singen nicht ...

Die Journalistin Emma hat nach einem Skandal ihre Heimatstadt Bremen verlassen. Gerade versucht sie Fuß bei einem Berliner Radiosender zu fassen, da wird der amerikanische Professor Tom Rosenberg ermordet. Emma berichtet als erste von dem Vorfall in der Universität. Sie findet heraus, dass der jüdische Wissenschaftler deutsche Wurzeln hatte und sich durch seine Publikationen in einigen Zirkeln nicht gerade beliebt gemacht hatte. Bei ihren Recherchen kommt Emma schließlich nicht nur dem ermittelnden Kommissar Edgar Blume in die Quere. Sie deckt eine unglaubliche Geschichte um Neid, Liebe und Verrat auf, die in die Bauhaus-Szene der Vorkriegsjahre reicht und in die selbst honorige Berliner Kreise verstrickt sind. Und merkt fast zu spät, dass der Täter es längst auf sie abgesehen hat ...

 [Der Titel im Katalog](#)